

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

Nr. 30. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman
von
Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Harport hatte keinen Feind,“ versicherte Hercher. „Doch wie kommen Sie zu der Anschauung, daß Haß, nicht Raubsucht das Verbrechen verübt habe?“

„Ich habe keine bestimmten Gründe dafür, es ist nur der Eindruck, den ich empfangen habe,“ gab der Staatsanwalt zur Antwort.

„Der Herr Kommissär ist anderer Ansicht.“

„Hat er sich in der Beziehung bereits ausgesprochen?“

„Ja.“

„Dann werde ich meine Ansicht nicht länger aufrecht zu halten suchen, denn ich räume bereitwillig ein, daß er eine ungleich größere Erfahrung und einen schärferen Blick besitzt.“

„So schnell streichen Sie die Segel vor ihm?“ warf der Ingenieur lächelnd ein.

„Ja, denn ich muß es wohl.“

„Ist der Kommissär wirklich so tüchtig?“ fragte Hercher in halb vertraulichem Tone. „Er ist so einfach und erscheint oft so harmlos, daß ich kaum im Stande bin, mir seine Bedeutung vorzustellen.“

„Er ist unbedingt der tüchtigste Beamte unserer Polizei!“ fuhr der Staatsanwalt fort. „Seine Gabe der Beobachtung und Kombi-

nation streift wirklich oft an das Wunderbare, auch ich besitze ja ziemlich reiche Erfahrungen, allein in mehr als einem Falle hat er irgend eine Beingsfügigkeit, die mir vollständig entgangen war, genau erkannt und auf sie eine Kombination gestützt, die, soviel mir bekannt ist, bis jetzt jedesmal das Richtige getroffen hat.“

Sie schritten während dieses Gespräches im Garten langsam auf und ab. Eschebach trat wieder zu ihnen.

„Nun, Herr Kommissär, haben Sie irgend eine Spur entdeckt?“ fragte der Staatsanwalt.

„Nein,“ gab dieser zur Antwort.

„Und Sie haben auch keinen Verdacht geschöpft?“ forschte Hercher weiter.

„Noch nicht.“

„Haben Sie die Arbeiter nicht beobachtet?“ fuhr Hercher fragend fort.

„Gewiß, ich habe jedoch bei keinem derselben etwas Verdächtiges wahrgenommen.“

„Welche weiteren Schritte wollen Sie jetzt thun?“

„Das weiß ich noch nicht, und wenn ich es wüßte, dürste ich es nicht sagen,“ gab Eschebach zur Antwort.

„Auch mir nicht?“ fiel Hercher ein.

„Auch Ihnen nicht, Herr Ingenieur. Fassen Sie das nicht als Mißtrauen auf, sondern als Festhalten an meiner Berufspflicht.“

Sie hatten sich während des Gespräches dem Hause genähert, als Ernst in größter Aufregung in den Garten stürzte. Hercher eilte ihm entgegen.

„Ist es wahr — ist es wahr?“ rief Ernst.

„Leider!“ gab der Ingenieur zur Antwort.

Ernst preßte einen Augenblick lang die Hände vor das Gesicht, dann stürzte er, ohne auf den Kommissär und den Staatsanwalt zu achten, in das Haus.

„Darf er zu dem Todten gehen?“ fragte Hercher.

„Wollen Sie dem Sohne verbieten, seinen Vater zu sehen?“ warf Eschebach ein.

Der Ingenieur schwieg.

Nach einiger Zeit trat Eschebach in das Zimmer, in welchem der Todte lag. Ernst stand neben demselben und hielt die kalte Hand seines Vaters fest in der seinigen. Seit langer Zeit hatte er dieselbe nicht berührt. Ueber seine Wangen rannen leise die Thränen herab.

Eschebach trat zu dem Freunde und legte die Hand auf die Schulter desselben.

„Ich hätte Dir ein anderes Wiedersehen gewünscht,“ sprach er.

Ernst blickte sich langsam um, es schien ihm gleichgültig zu sein, wer ihn berührte.

„Weshalb hat er nicht noch einen einzigen Tag gelebt, wenigstens so lange, bis er sich mit mir ausgesöhnt!“ rief er schmerzlich.

„Er war mit Dir ausgesöhnt,“ versicherte Eschebach. „Ich war gestern Abend bei ihm, in seinem Herzen lebte kein Groll mehr gegen Dich; ich habe ihn nie so heiter gesehen, es war die Freude über die Aussöhnung mit Dir!“

Ernst schwieg, sein Auge ruhte auf dem Gesichte des Todten.

„Ich wollte ihm sagen, daß ich unrecht gehandelt habe, wollte ich ihn um Verzeihung bitten und ihm geloben, ihm nie wieder Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben,“ sprach er dann, ohne aufzublicken. „Daß ich ihm dies nicht habe sagen können, das — das ruht wie eine schwere Last auf mir. Jetzt mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht früher zu ihm geeilt bin, um seine Verzeihung zu erlangen — jetzt — jetzt kann er mich nicht mehr hören!“

Seine Thränen flossen reichlicher.

„Konntest Du ahnen, daß dies geschehen werde?“ warf Eschebach ein.

„Nein, nein!“ rief Ernst.

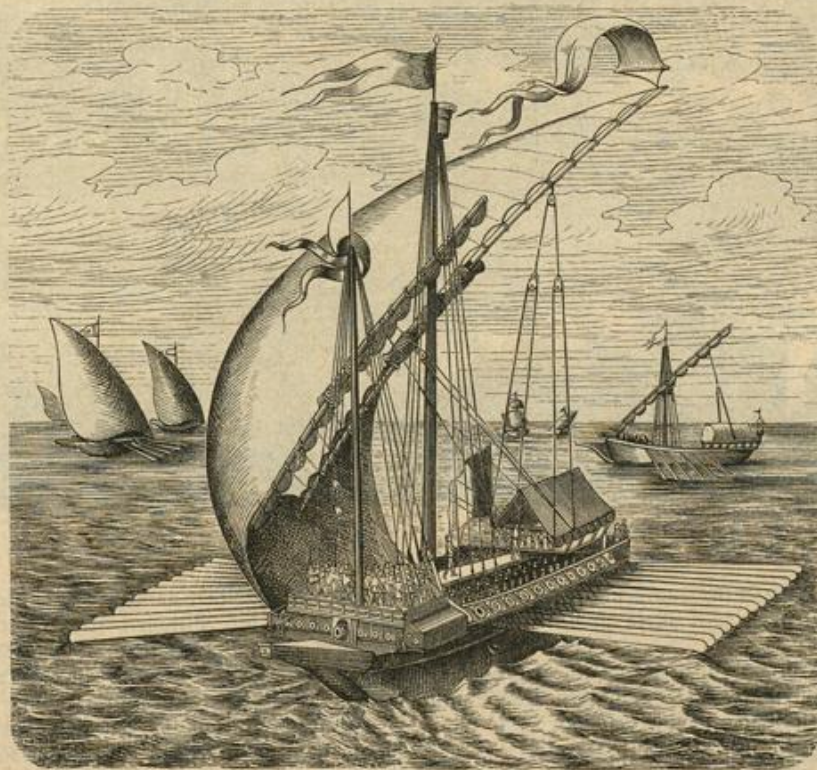
„Hätte ich es geahnt, ich würde mein eigenes Leben nicht geschont haben, um das seinige zu schützen! Wie schwer hat sich mein trotziger Sinn gerächt! Ich glaubte, mein Vater sei zu hart gegen mich gewesen, ich wollte mich nicht zwingen lassen, zu spät habe ich erkannt, daß mich allein die Schuld trifft! Wenn ich nur dies eine — eine Wort ihm noch sagen könnte!“

Er bedeckte in verzweiflungs-

vollen Schmerz das Gesicht mit den Händen.

Eschebach legte die Hand auf den Arm des Freundes.

„Peinige Dich nicht selbst,“ sprach er. „Ernst, der Tod ist zwischen Euch getreten, er macht es unmöglich, Deinem Vater Deinen Entschluß mitzutheilen. Du kannst indessen den Todten nicht besser ehren, als wenn Du hier an seinem Todtenbette gelobst, das, was Du ihm sagen wolltest, auszuführen!“



Venetianische Galeere. (S. 120)

„Ich will es,“ fiel der junge Mann ein, ihm die Hand entgegenstreckend. „Dir gelobe ich es, und ich habe nicht nöthig, zu versichern, daß ich mein Wort halten werde!“

„Ich weiß es,“ erwiderte Eschbach. „Es tritt jetzt noch eine andere Verpflichtung an Dich heran; Du stehst nun Deiner Schwester am nächsten und mußt Dich ihrer annehmen.“

„Wird sie meiner Hilfe bedürfen?“ fragte Ernst.

Eschbach schwieg.

„Hat sie an Hercher nicht hinreichenden Schutz?“ fuhr Ernst fort.

Eschbach schwieg noch immer.

„Du antwortest mir nicht,“ sprach Ernst. „Mir kannst Du Dich offen mittheilen, weiß ich doch, daß Du Hercher ebensowenig liebst wie ich.“

„Es kommt nicht auf meine Neigung an,“ entgegnete der Kommissär. „Du wirst ja bald erkennen, ob es nöthig ist, daß Du Dich ihrer annimmst. Gehe jetzt zu ihr, sie bedarf des Trostes, und es wird ihr wohlthun, Dich wiederzusehen. Sie hat sich sehr darnach

gesehnt. Das Wiedersehen wird ein sehr schmerzliches sein — suche Du wenigstens möglichst ruhig zu bleiben.“

Ernst versprach es. Er wollte das Zimmer verlassen, mit Gewalt zog es ihn zu seinem Vater zurück.

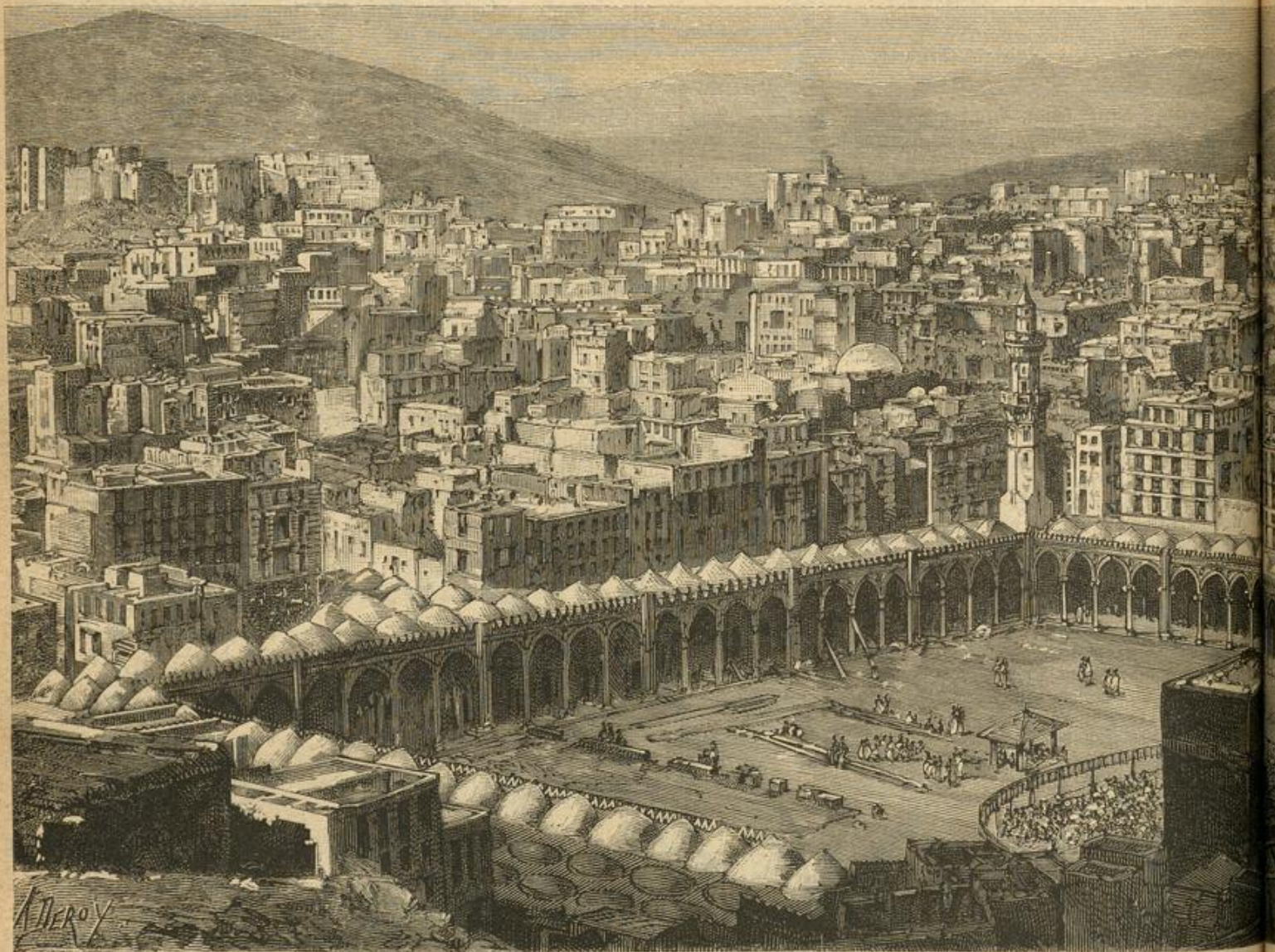
„Gönne mir noch kurze Zeit,“ sprach er bittend. „Ich habe diese ruhigen Züge meines Vaters seit langer, langer Zeit nicht gesehen, ich will sie mir einprägen, daß ich immer an sie denken und mir sagen kann, so würde Dein Vater aussehen, wenn er wahrnehmen könnte, wie Du jetzt lebst!“

„Thue das — thue das!“ sprach Eschbach, drückte dem Freunde die Hand und ließ ihn allein.

10.

Es waren Wochen vergangen, und in dieser Zeit hatte sich viel geändert.

Das Testament Harport's war geöffnet worden und wurde, trotzdem es des Verstorbenen Absicht gewesen war, dasselbe zu vernichten und seinen



Ansicht der großen Moschee

Sohn in die vollen Rechte wieder einzusetzen, von dem Vormundschaftsgerichte in strengster Weise durchgeführt, weil Meta noch nicht mündig war.

Wohl erklärte Meta, daß sie den Bruder als gleichberechtigt ansehe, das Gericht durfte diese Erklärung der Unmündigen jedoch nicht gelten lassen. Harport's Vermögen wurde genau geschätzt, und Ernst erhielt das gesetzlich bestimmte Pflichtheil. Er klagte nicht, er war sogar völlig zufrieden damit, es genügte ihm, daß sein Vater ihm verziehen und den festen Entschluß gefaßt hatte, das Testament zu vernichten. Was er erhielt, war ausreichend, um ihm und seiner kleinen Frau ein sorgenfreies Leben zu gestatten. Ohnehin hatte der Kommerzienrath ihm inzwischen eine bessere Stelle gegeben und den Wunsch ausgesprochen, ihn in seinem Geschäfte zu behalten.

Hercher klagte am meisten darüber, daß das Testament gültig geblieben, er drang wiederholt in Meta, daß sie auf die Bevorzugung freiwillig verzichte, freilich konnte er wohl wissen, daß eine Verzichtleistung der Unmündigen doch keine Geltung habe.

Er entwickelte eine Thätigkeit, die Jeden in Erstaunen setzen mußte. Während er die Pflichten seiner Stellung in gewissenhaftester Weise erfüllte, leitete er zugleich Harport's Geschäft, welches zu Gunsten Meta's fortgeführt wurde, in der umsichtigsten und vorzüglichsten Weise. Seine Kenntnisse kamen ihm vortreflich zu statten.

Gegen Ernst und dessen kleine Frau war er ausnehmend freundlich und bot Alles auf, ihr volles Vertrauen zu gewinnen. Meta behandelte er mit noch größerer Rücksicht als zuvor und ließ nichts unversucht, um sie zu beruhigen; in fast auffallender Weise suchte er indessen zu hindern, daß sie mit dem Kommissär zusammentraf.

Meta empfand den Tod ihres Vaters am schwersten, denn der Verlust, den sie erlitten hatte, konnte ihr durch nichts ersetzt werden, am wenigsten durch ihren Verlobten. Hercher hatte ihr noch nicht die geringste Ursache zur Klage gegeben, bei all' ihrer Kälte war er stets gleich freundlich und aufmerksam gegen sie gewesen, und oft machte sie sich sogar Vorwürfe, daß sie ihm nicht mit mehr Vertrauen entgegenkam. Sie faßte dann auch den Entschluß, sich zu ändern, sobald

Indessen daran dachte, daß sie diesem Manne einst ganz angehören sollte, juckte sie erschreckt zusammen, ohne zu wissen, weshalb. Sie liebte ihn nicht, sondern hatte ihm ihre Hand nur versprochen, um dem Wunsch ihres Vaters zu erfüllen, und dieser Wunsch erschien ihr nach dem Tode desselben wie ein Vermächtniß.

Fast ängstlich vermied sie es, mit dem Bruder über ihren Verlobten zu sprechen, sie schien nicht den Muth zu haben, an den Verhältnisse, welches ohnehin nur sehr lose geknüpft war, zu rütteln und Ernst schwieg über Hercher, um seine Schwester zu schonen. Sein harmloser Sinn war auch durch die Freundlichkeit des Ingenieurs mehr und mehr eingenommen.

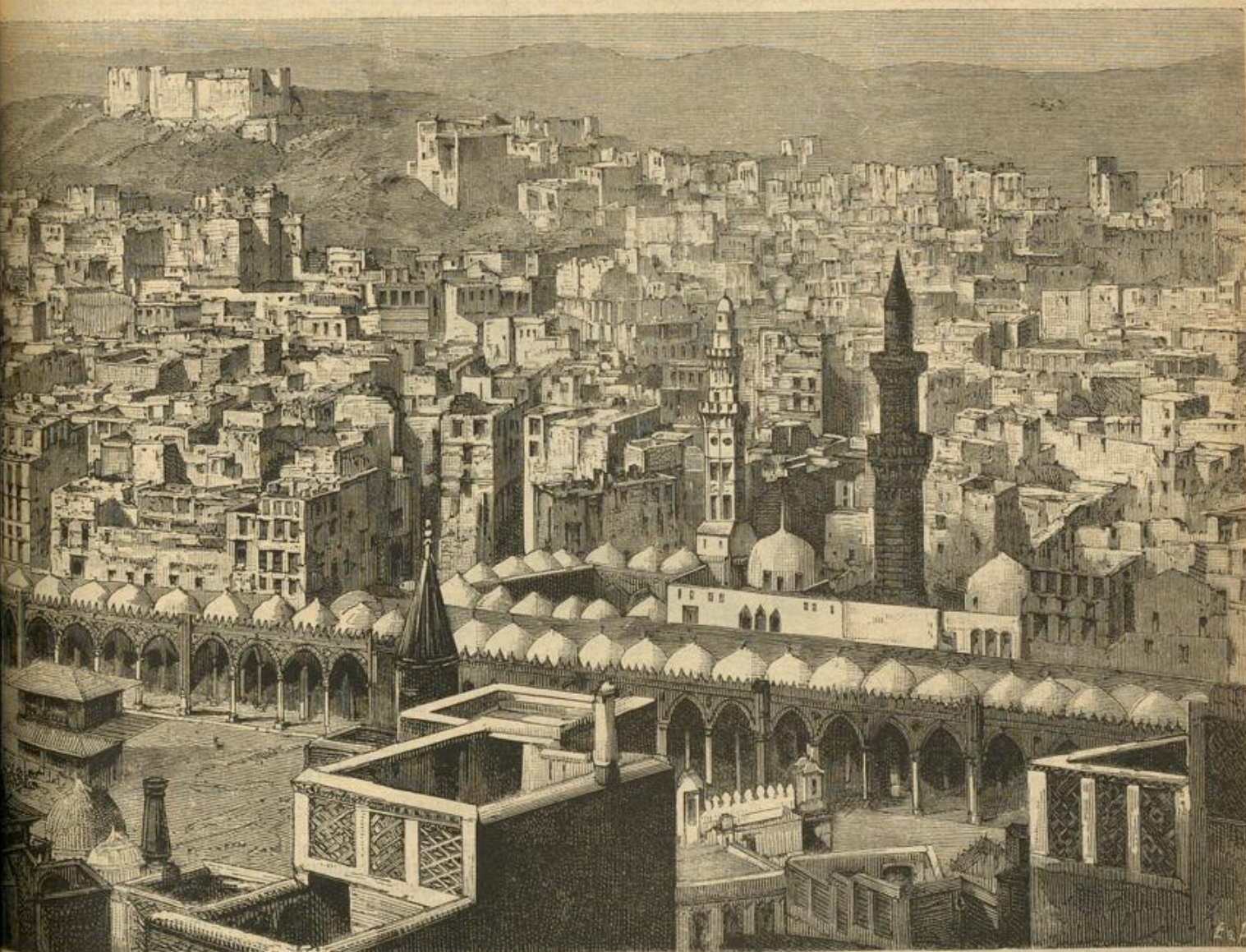
Gschebach hatte sich Hercher nicht genähert, er war freilich auch nur selten mit ihm zusammen gekommen, und es schien fast ein stillschweigendes Abkommen zwischen ihnen zu sein, sich gegenseitig auszuweichen. Gschebach hatte keine Mühe gescheut, den Mörder Harport's zu entdecken, daß ihm dies noch nicht gelungen war, verstimmt ihn. Das Verbrechen hatte in der ganzen Stadt das größte Aufsehen er-

regt, es war bekannt, daß er mit dieser Angelegenheit beschäftigt war, und fast täglich wurde er von den Freunden des Todten befragt, ob er den Mörder noch nicht entdeckt habe. Man fand dies unbegreiflich, da seine Tüchtigkeit bekannt war.

Er dachte nicht daran, daß sein Ruf als Polizeibeamter leiden könne, aber es schmerzte ihn, daß er nicht im Stande war, den Tod des Mannes, den er so hoch geschätzt hatte, zu sühnen. Vergebens hatte er all' seinen Scharfsinn angestrengt und Diejenigen, auf welche nur irgend ein Verdacht fallen konnte, auf das Sorgfältigste beobachtet. Er hegte einen bestimmten Verdacht, derselbe stützte sich jedoch nur auf Vermuthungen, denn trotz aller Bemühungen war es ihm nicht gelungen, irgend einen Beweis zur Begründung seines Verdachtes aufzufinden.

Dies verstimmt ihn.

Uebelgelumt saß er eines Morgens in seiner Wohnung, als Hercher bei ihm eintrat. Kein Besuch hätte ihm unangenehmer kommen können, als der dieses Mannes.



Seiner Umgebung. (S. 120)

Der Ingenieur schien den kalten, abgemessenen Empfang gar nicht zu empfinden.

„Sie ahnen vielleicht, was mich zu Ihnen führt,“ sprach er in seiner gewohnten freundlichen, lächelnden Weise. „Meine Braut, ich — ja, ich kann dreist sagen, Alle, welche Harport näher standen, haben kein sehnlicheres Verlangen, als daß der Tod desselben durch die Verurtheilung des Mörders gesühnt werde. Es gewährte uns große Beruhigung, daß die Entdeckung des Verbrechers Ihnen anheim gegeben war, wir kannten ja Ihre bewährte Tüchtigkeit, wir hofften mit Zuversicht auf Sie — bis jetzt ist diese Hoffnung leider nicht in Erfüllung gegangen. Wollen Sie mir die Frage gestatten, ob Sie bereits eine bestimmte Spur gefunden haben?“

„Ich habe noch keine gefunden,“ gab Gschebach mit ruhigem Ernste zur Antwort.

„Herr Kommissär, hegen Sie irgend einen Verdacht?“ fuhr Hercher mit vertraulichem Tone fort. „Ich bitte Sie, offen gegen mich zu sein, denn Sie dürfen versichert sein, daß ich schweigen werde. Sie

werden das Interesse, welches mich leitet, begreifen und deshalb diese Bitte entschuldigen.“

„Ich begreife Sie vollkommen,“ versicherte Gschebach. „Es ist mir kaum eine Antwort so schwer geworden, als diese: ich habe keinen Verdacht. Sie wissen, daß ich es an Eifer nicht habe fehlen lassen, trotzdem habe ich bis jetzt nichts erreicht. Ich weiß, wie sehr dieser Mißerfolg meinem Rufe als Polizeibeamter schaden wird, dennoch muß ich offen bekennen, daß ich nicht geringste Spur entdeckt habe.“

„Sie sind zu streng gegen sich selbst,“ fiel Hercher ein. „Wer könnte Ihnen deshalb einen Vorwurf machen, oder an Ihrer Tüchtigkeit zweifeln?“

Der Kommissär zuckte mit den Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Galeeren des alten Venedigs. (Mit Bild auf Seite 117.) — Die Republik Venedig war beinahe das ganze Mittelalter hindurch die Herrscherin des adriatischen Meeres und des Peloponnes und zwar in erster Linie durch ihre Seemacht, ihre gefürchteten Galeeren, die in jener Zeit eine größere Rolle in der Kriegskunst zur See spielten, als heutzutage unsere Panzerschiffe. Eine solche Galeere (siehe das Bild auf S. 117) war flach gebaut, 35 bis 45 Meter lang, 5 bis 6 Meter breit, von geringem Tiefgang, und hatte nur ein einziges Verdeck, welches hinten von der Kapitänslajüte überragt wurde. Vorn lief das Fahrzeug in einen spitzen Schnabel aus, hinter welchem unter starker Planenverschalung 5 bis 7 Geschütze in Batterie standen. Die Galeere hatte einen starken Hauptmast, vor dem noch ein kleiner Mast (Fockmast) nahe dem Vordertheil stand. Die hauptsächlich bewogende Kraft war jedoch die der Ruder; auf beiden Borden waren nämlich 24 bis 26, manchmal sogar 30 lange Ruder vertheilt, welche von je 4 bis 5 Mann bedient werden mußten, so schwer waren sie. Außer diesen Mannschaften hatte jede Galeere zur Bedienung der Segel und Geschütze noch eine Anzahl tüchtiger Seeleute und mindestens ebensoviel Seesoldaten wie Ruderer an Bord.

Die große Moschee in Mekka. (Mit Bild auf Seite 118 u. 119.) — Wie Mekka als Wiege der mohammedanischen Ueberlieferung und Geburtsort Mohammed's das religiöse Centrum des weiten Länder- und Völkergebietes des Islam, so ist in dieser heiligsten Stadt der Mohammedaner wiederum die große Moschee, von der wir auf S. 118 und 119 eine Ansicht bringen, der eigentliche Mittelpunkt, um den sich das ganze Leben ihrer Bewohner, sowie der ganze Ideenkreis der Völkerwelt des Islam dreht. Diese Moschee, auch Beit-ullah (d. h. Gotteshaus) oder El-Haram (d. h. die Unverletzliche, der sich weder Christen noch Juden nähern dürfen) genannt, ist ein altes Gebäude mit 19 Thoren und 7 hohen Minarets, das an sich aber weder durch Größe, noch durch Schönheit vor anderen Moscheebauten des Orients ausgezeichnet, sondern nur durch die inmitten des großen, rings von Säulenhallen umgebenen Hofes stehende Ka'aba bemerkenswerth ist. Letztere, auf unserer Ansicht im Vordergrund zu sehen, ist ein etwa 22 Schritte langes, 18 Schritte breites und gegen 40 Fuß hohes vierediges Gebäude, dessen eine Ecke dem Polarstern zugekehrt ist. Die Ka'aba ist von außen ganz mit dem Kiswa oder heiligen Teppich aus schwarzer Seide und Baumwolle umhangen, in zwei Dritttheilen der Höhe des Gebäudes mit dem Hizam, einem zwei Fuß breiten goldgeflickten Gürtel aus rothem Seidenstoff umgeben, und birgt im Innern den angeblich vom Himmel gefallenen schwarzen Stein, welchen jeder Gläubige küssen soll, während nordwestlich das Grab des Ismael und der Hagar an die Ka'aba stößt. Außerdem umschließt der Hof der großen Moschee noch den Brunnen Zem-zem und einige andere Gebäude.

Die Ermordung des Herzogs von Buckingham im Jahre 1828.

— Der Herzog von Buckingham war durch seine hervorragenden geistigen Eigenschaften unter König Jakob von England und dessen Sohn Karl I. zu großer Macht gekommen. Seine Feinde bezichtigten ihn daher der verschiedensten Verbrechen, um ihn zu stürzen; insbesondere wurde behauptet: er stände mit auswärtigen Mächten zum Schaden Englands im Bunde. Hierdurch steigerte sich der Haß des Volkes gewaltig gegen den mächtigen Günstling, und der schottische Lieutenant John Felton beschloß, den Herzog zu ermorden. Die Gelegenheit hierzu bot sich in Portsmouth; hierher war der Franzose Soubise mit großem Gefolge gekommen, um Buckingham Nachricht über die belagerte Festung Rochelle zu bringen. Felton schloß sich dem Gefolge des Franzosen an, drängte sich im Empfangssaal an den Herzog heran und stieß ihm unversehens ein Messer in den Leib; wie der Blitz sprang der Missethäter nach der Nordthür zurück und verschwand aus dem Saale, ohne daß man im ersten Augenblicke wußte, was denn eigentlich geschehen war. Als Buckingham aber zusammenbrach, glaubten die Engländer, der Mord sei von einem der Franzosen verübt worden; sie schrien deshalb, man solle alle Franzosen im Schlosse ermorden, und es entstand sofort ein fürchterliches Getöse. Als Felton, der schon auf der Strafe angekommen war und wohl hätte einschläpfen können, hörte, um was es sich handelte, drang er in den Palaß zurück und erklärte: „Ich bin Derjenige, der den Herzog umgebracht hat; kein Franzose hat es gethan. Das Messer im Leibe des Getödteten gehört mir, es hat einen weißen Stiel. In meinem Hute trage ich einen Brief, aus dem man hätte sehen können, wer ich bin, wenn ich bei der That umgekommen wäre.“ Man ergriff den Verbrecher und legte ihn auf die Folter, aber etwas Anderes brachte man nicht aus ihm heraus. „Ich habe die That freiwillig begangen,“ erklärte Felton, „blos um dem gemeinen Besten zu nützen; ich hoffe, das Vaterland von einem schädlichen Menschen befreit zu haben, und zweifle darum nicht, Vergeltung meiner Sünden zu erlangen.“ Der Verbrecher wurde zum Tode verdammt und bald darauf durch den Strang hingerichtet. [S. Sch.]

Ein Damentumult in Paris 1645. — Paris hat seit Jahrhunderten den Ruf, daß es leicht zu Tumulten und Revolten geneigt ist. Selbst die Damen sind hierzu disponirt, wofür folgender Fall spricht: Der königliche

Kanzler hatte für die Kirche St. Eustache einen ihm verwandten neuen Prediger eingesetzt. Die Besucherinnen der genannten Pfarrkirche hatten jedoch einen Verwandten des verstorbenen Pfarrers gewünscht. Als diesem Wunsch nicht Folge gegeben wurde, erhoben 3000 bis 4000 Frauen am 29. Juli 1645 einen Tumult; sie zogen nach der Wohnung des Kanzlers, insultrirten ihn und schlugen ihm die Fenster ein. Darauf begaben sie sich nach der Kirche zurück, welche unterdessen mit Sicherheitswachen besetzt worden war. Das Gedränge wurde so groß, daß einige Frauen erdrückt wurden. Später begaben sich die Tumultuantinnen zu dem Palaße der Königin Anna, welche damals die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn Ludwig XIV. führte. Um größeres Unglück zu verhüten, zeigte sich die Königin am Fenster und versprach den Aufgeregten die Erfüllung ihrer Wünsche, denen auch thatsächlich entsprochen wurde, worauf die Ruhe wieder hergestellt war. [S. Sch.]

Römische Testamente. — Im 18. Jahrhundert starb zu Bath in England ein Herr Thomas Nash, der ein Legat errichtete, dessen Stiftungsurkunde folgendermaßen lautet: „Ich übergebe hiermit und hinterlasse dem Bürgermeister, den älteren Rathsherren und dem Stadtschreiber zu Bath während ihrer jeweiligen Amtszeit die Summe von fünfzig Pfund zur Verwaltung. Dieses dient zum Gebrauch, Vortheil und Vergnügen der zur Abteikirche gehörigen Glockenläuter und zwar unter der Bedingung, daß sie mit allen Glocken ein feierliches Geläute von früh Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr alljährlich am 14. Mai, meinem Hochzeitstage, veranstalten; sowie unter der ferneren Bedingung, daß sie alljährlich in derselben Zeitdauer an meinem Todestage die große Glocke läuten, jedoch nur in lustigem Rhythmus, zum Gedächtniß meiner glücklichen Erlösung von häuslicher Tyrannei und Plage.“ — An St. Helen's Church in London bestand eine Stiftung, wozu ein gewisses Collegium alljährlich am Todestage des Testators auf dem Kirchhof einen Kundtag an dessen Grabstein veranstaltete, einen Choral singen und dann bei einem Mittagmahle seinem Andenken ein Glas Wein weihen sollte. Römisch sind auch diejenigen Stiftungen, welche für die kirchlichen Belohnungen festsetzen, damit sie die während der Predigt Eingeschlafenen aufwecken. [Dr. R. M.]

Der Ursprung einer Redensart. — Im Jahre 1602 wurde der Marschall Bassompierre von König Heinrich IV. von Frankreich als Gesandter zu den dreizehn Schweizerkantonen nach Bern geschickt, um die bis dahin bestandene Allianz zu erneuern, was ihm auch gelang. Als er fertig zur Abreise vor dem Wirthshause, worin er gewohnt, zu Pferde hielt, erschienen die dreizehn Abgeordneten der Kantone, jeder mit einem tüchtigen Becher, um ihm den Bundesgruß zuzutrinken, worauf sie die Becher auf das Wohl Frankreichs lernten. Bassompierre ließ sich sofort einen Stiefel ausziehen, die dreizehn Becher nochmals füllen und das gesammte Quantum in die Fußbekleidung schütten. „Es gilt den dreizehn Kantonen!“ rief er dann und schlugte den Inhalt des Stiefels hinunter, worüber bei den Abgeordneten großer Jubel herrschte. Das Wirthshaus in Bern hat noch jetzt einen Stiefel als Aushängeschild, und daher stammt die Redensart: „Der kann einen Stiefel vertragen.“ [S. M.]

Werkwürdige Eigenheiten zweier berühmter Komponisten. — Spontini war es unmöglich, bei Tageslicht zu komponiren; fühlte er sich einmal aufgelegt, am Tage zu arbeiten, so pflanzte er die Fensterladen so fest zu verschließen, daß auch nicht ein Strahl des Lichtes in sein Zimmer zu dringen vermochte. Erst bei brennender Lampe kam der Geist, der ihn inspirirte. — Boieldieu, der bekannte Komponist der „weißen Dame“, hatte eine andere Eigenheit. Er hatte nämlich die sämtlichen Wände seines Arbeitszimmers, in dem er auch schlief, mit Noten aus Opern von ihm und anderen Autoren austapezirt. Die ganze Nacht hindurch ließ der Tondichter die Lampe im Schlafzimmer brennen, und so oft er aufwachte, fiel sein Blick auf die Noten, die seinen Geist, so behauptete Boieldieu selbst, sogleich in Thätigkeit zu neuen Kompositionen setzten. [S.]

Buchstaben-Räthsel.

Hoch ragt es in die Luft hinein
Bei Regen oder Sonnenschein,
Dem bietend einen sichern Paß,
Was leicht die Augen Dir macht naß.
Und fügt zu gutem Ende Du
Ein zweites Schwänzchen noch hinzu,
Dann dient es Dir sogar auf Wunsch
Zu einer lustigen Bonde Punsch.
[Dr. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 29: der Charade: Wien — Wein; des Silben-Räthsel: Diplomat, Abundantia, Nemesis, Tumulus, Ezzelino (Dante, Tasso).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Germann Schönlein in Stuttgart.



Passende Antwort.

Junger Kadett: Es wird Ihnen wohl nichts machen, mein Herr, wenn ich eine Cigarre rauche?
Herr: Nein, mir macht es nichts, wenn es Ihnen nur nichts macht!

Volkes gewaltig gegen den mächtigen Günstling, und der schottische Lieutenant John Felton beschloß, den Herzog zu ermorden. Die Gelegenheit hierzu bot sich in Portsmouth; hierher war der Franzose Soubise mit großem Gefolge gekommen, um Buckingham Nachricht über die belagerte Festung Rochelle zu bringen. Felton schloß sich dem Gefolge des Franzosen an, drängte sich im Empfangssaal an den Herzog heran und stieß ihm unversehens ein Messer in den Leib; wie der Blitz sprang der Missethäter nach der Nordthür zurück und verschwand aus dem Saale, ohne daß man im ersten Augenblicke wußte, was denn eigentlich geschehen war. Als Buckingham aber zusammenbrach, glaubten die Engländer, der Mord sei von einem der Franzosen verübt worden; sie schrien deshalb, man solle alle Franzosen im Schlosse ermorden, und es entstand sofort ein fürchterliches Getöse. Als Felton, der schon auf der Strafe angekommen war und wohl hätte einschläpfen können, hörte, um was es sich handelte, drang er in den Palaß zurück und erklärte: „Ich bin Derjenige, der den Herzog umgebracht hat; kein Franzose hat es gethan. Das Messer im Leibe des Getödteten gehört mir, es hat einen weißen Stiel. In meinem Hute trage ich einen Brief, aus dem man hätte sehen können, wer ich bin, wenn ich bei der That umgekommen wäre.“ Man ergriff den Verbrecher und legte ihn auf die Folter, aber etwas Anderes brachte man nicht aus ihm heraus. „Ich habe die That freiwillig begangen,“ erklärte Felton, „blos um dem gemeinen Besten zu nützen; ich hoffe, das Vaterland von einem schädlichen Menschen befreit zu haben, und zweifle darum nicht, Vergeltung meiner Sünden zu erlangen.“ Der Verbrecher wurde zum Tode verdammt und bald darauf durch den Strang hingerichtet. [S. Sch.]

Ein Damentumult in Paris 1645. — Paris hat seit Jahrhunderten den Ruf, daß es leicht zu Tumulten und Revolten geneigt ist. Selbst die Damen sind hierzu disponirt, wofür folgender Fall spricht: Der königliche